

während des Kirchentags in Hannover (1983) und danach veranstaltet. Obgleich die Untersuchung nicht für alle evangelischen Jugendlichen der Bundesrepublik gelten kann, ist das Ergebnis für die jugendlichen Kirchentagsbesucher aufschlußreich. 1. Die Mehrzahl der jugendlichen Teilnehmer steht in einem lebendigen Kontakt zur evangelischen Gemeinde am Heimatort, ist dort weitgehend persönlich engagiert. 2. Der wohl entscheidende Grund, an einem Kirchentag teilzunehmen, wird in der glücklichen Verbindung von Glaube und Politik, Bibel und gesellschaftlicher Veränderung gesehen. 3. Auf dem Kirchentag stellt sich Kirche nicht „als geschlossenes System“, sondern als Forum, Kommunikationsort, Netzwerk dar, ohne dadurch deutliche Gestalt zu verlieren. „Der auf Kirchentagen schon immer gepflegte Austausch zwischen Kirche und Gesellschaft, zwischen Theologie und Welt hat in den letzten zehn Jahren durch die wachsende Zahl jugendlicher Teilnehmer eine Dynamik erhalten, die ihrerseits einen Beitrag zu einer veränderten Definition des Kirchlichen in der Gesellschaft

leistet – jedenfalls bei einem nicht geringen Teil der jungen Generation“ (135).

Dieses erfreuliche Ergebnis korrigiert die bisherigen Vorurteile. Die der Darstellung der Untersuchungsergebnisse beigegebenen Kommentare leuchten von unterschiedlichen Ansatzpunkten und mit unterschiedlicher Präzision die Ergebnisse aus. Fragen, wie Kirchentag und christlicher Alltag (172, 177, 182) sich zueinander verhalten und wie der nicht zu übersehende kleine Teil pietistischer Teilnehmer zu bewerten sei, werden aufgegriffen. Auf den hohen Anteil katholischer Teilnehmer (immerhin 9 Prozent) wird ausdrücklich hingewiesen. So bietet sich der Kirchentag als Ort möglicher Glaubenserfahrung für junge Menschen an: aufgenommen in eine große Gemeinschaft, herausgefordert durch die großen Fragen der Zeit (der Friede, damals weniger die Arbeitslosigkeit) und immer wieder getroffen von der Botschaft Jesu. Die Frage bleibt offen, ob diese Ergebnisse auch auf die Katholikentage übertragen werden können.

R. Bleistein SJ

Marxismus

Karl Marx (1818–1883). Eine Ringvorlesung der Universität München. Hrsg. v. Venanz SCHUBERT. St. Ottilien: EOS 1984. 423 S. (Wissenschaft und Philosophie. 1.) Kart.

Gedenktage sind eine günstige Gelegenheit, die Buchproduktion anzukurbeln und eine Fülle von Schriften über Leben und Werk bedeutender Persönlichkeiten zu veröffentlichen. Diese Literaturflut trägt allerdings dazu bei, daß es auch dem Fachmann schwerfällt, die Spreu vom Weizen zu trennen und auf wichtige weiterführende Arbeiten aufmerksam zu machen. In besonderer Weise scheint dies für Karl Marx zu gelten, zu dessen hundertstem Todestag unzählige Gedenkschriften in Ost und West erschienen sind.

Dies wußte sicher auch V. Schubert, als er sich entschloß, eine Reihe von Vorträgen herauszugeben, die an der Universität München als Ringvorlesung gehalten wurden. Gelehrte verschiedener Fachrichtungen setzen sich in zwölf Beiträgen mit dem Publizisten, Religionskritiker und Wirtschaftstheoretiker Marx auseinander. Sie untersu-

chen sein Verhältnis zu Hegel und zu den Linkshegelianern, beschäftigen sich mit seiner Beziehung zu Engels und fragen, wieweit seine Erkenntnisse im realen Sozialismus verwirklicht wurden.

Bei dieser Auseinandersetzung mit Leben und Werk von Marx werden verschiedene Standpunkte bezogen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Die unterschiedliche Qualität der Vorträge rechtfertigt es jedoch, einige besonders hervorzuheben. Dazu gehört der Beitrag von O. B. Roeggele, der meint, daß man Marx nur verstehen könne, wenn man ihn als Publizisten verstehe. Auf die zentrale Rolle, die die Arbeit in der Marxschen Anthropologie spielt, macht P. Ehlen in einer fundierten Studie aufmerksam. Wie differenziert Schriftsteller der DDR den Marxismus rezipieren, erläutert J. Scharfschwerdt in seinem lesenswerten Aufsatz, und F. Haffner leistet einen wichtigen Beitrag, in dem er die ökonomische Wirkungsgeschichte von Marx untersucht.

Da Leben und Werk des Begründers des Mar-

xismus von mehreren Seiten beleuchtet werden, kann der Leser selbst abschätzen, wie groß die Bedeutung und der Einfluß von Marx auch heute noch sind. Der von Schubert herausgegebene Sammelband regt dazu an, sich intensiver mit dem Marxismus zu beschäftigen, so daß sein Erscheinen gerechtfertigt ist.

J. Oswald SJ

SCHREIBER, Erhard: *Kritik der marxistischen Kommunikationstheorie*. München: Saur 1984. 239 S., Kart., 38,-.

In der Fülle der Abhandlungen zum 100. Todesjahr von Karl Marx verdient das Buch von E. Schreiber besondere Beachtung. Der Münchner Kommunikationswissenschaftler mit eigener Studienerfahrung des Marxismus in der DDR zeigt sich darin nicht nur als profunder Kenner der Materie (insgesamt 831 Anmerkungen zu 180 Textseiten!), er stellt die marxistische Kommunikationstheorie auch überzeugend als zentrales Element des Denkens und politischen Handelns von Marx und den Marxisten heraus.

Marx ist, wie Schreiber in dem zentralen dritten Kapitel aufzeigt, in der Tat einer der wenigen Sozialtheoretiker, der den Zusammenhang von Gesellschaft und Kommunikation gesehen und damit einen wichtigen Beitrag zur philosophischen Begründung der Kommunikationswissenschaft geleistet hat. Als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ war er gleichzeitig ein Mitstreiter für die Pressefreiheit in Deutschland und ein Mitverfechter einer pluralistischen Medienlandschaft, weil sie das „Nachdenken und Deliberieren des Volkes“ ermögliche und stimulare. Das klingt sehr westlich demokratisch: Wann und warum sind Marx und die Marxisten von dieser Position abgewichen, ist es nur ein Sündenfall der Jünger oder schon des Meisters?

Schreiber läßt von Anfang an keinen Zweifel aufkommen: Der Wurm marxistischer Mediengleichschaltung kam nicht erst später in die Frucht, sondern schon bei Marx ist der Wurm des Totalitarismus die Frucht selber. Belege dafür sind sein Antisemitismus, der ihn mit Richard Wagner (und Hitler) verbindet, seine Ausfälligkeiten (vor allem in Briefen an Engels) gegen alle, auch Parteifreunde, die sich nicht ihm als Meisterdenker anschlossen, und schließlich das Fehlen

der Menschenrechte als Abwehrrechte des einzelnen gegenüber der Gesellschaft im Marxismus.

Nach dieser Anfangsthese im ersten Kapitel geht Schreiber historisch voran: Er vergleicht die Position Hegels, der den Staat vom preußischen Beamtenapparat regieren lassen wollte und den Ständen nur Mitspracherechte einräumte, mit der auf das ganze Volk setzenden Konzeption von Marx; freilich muß bei ihm dem Proletariat das richtige Klassenbewußtsein von außen beigebracht werden. Daran ändert auch das kommunikative Grundprinzip (3. Kap.) nichts, so daß der von Lenin begründete Führungs- und Erziehungsanspruch der Partei zur Indoktrination mittels Massenmedien wird (4. Kap.). Die heutigen Konzepte marxistischer Medienforschung, die nach 1968 bei uns recht hoch im Kurs waren, entpuppen sich in einer scharfsinnigen Analyse bei Schreiber als bloß dogmatische Polemik gegen die „bürgerliche“ Medienforschung, von der sie freilich munter Anleihen machen, soweit sie ins Konzept der Erziehung durch Massenmedien passen (5. Kap.). Diesen parasitären Charakter zeigt Schreiber eingehend an der angeblich originären Genretheorie auf (6. Kap.). Derselbe Tatbestand liegt vor, wenn das vertikale Wirkungsmodell zuerst theoretisch verworfen, aber dann wieder für die Praxis der ideologischen Erziehung durch Massenmedien und der parteilichen Darstellung in ihnen übernommen wird (7. Kap.).

Ein abschließender Vergleich der so entlarvten Macht- und Elitetheorie der Marxisten mit der der Nationalsozialisten (8. Kap.) greift die anfängliche These von der Ähnlichkeit beider totalitärer Systeme erneut auf. Ihre Erhärtung erfährt sie durch viele Selbstaussagen von Marxisten und Nationalsozialisten sowie durch kritische Analysen Dritter; gewisse Wiederholungen sind dabei wohl unvermeidlich. Neben diesen eher politikwissenschaftlichen Überlegungen herrschen – vor allem in dem kommunikationswissenschaftlichen Mittelteil (3.–7. Kap.) – wissenschaftstheoretische Argumentationsfiguren vor.

Die Sprache ist immer geschliffen und kämpferisch. Die Vielzahl der historischen (vor allem griechisch-antiken) Anspielungen erschwert gelegentlich – auch für einen ähnlich klassisch Gebildeten – die zügige Lesbarkeit; Vergnügen bereitet sie freilich dem, der sich die Zeit zum langsamen